

Diese Beschreibung ist meiner Schwester Monika gewidmet. Sie ist Jahrgang 1944 und hat somit die schwere Nachkriegszeit bewusst erlebt. Das hat ihren Charakter in einem Maße geprägt, der sie unausstehlich für mich und den Rest der Familie macht. Sie war auf Jeden und Alles, was andere besaßen, neidisch. Ob ihre Lügen bewusst gestreut wurden oder ob sie an der Stelle einfach Aussetzer hatte, kann ich nicht beurteilen. Es wurde mit den Jahren immer schlimmer und gipfelte in der Aussage, dass unser Vater ein "Esel in Samt und Seide" sei, was er nun wirklich nicht war. Sie behauptete ständig, sie wäre um ihr Erbe betrogen worden, dabei war sie von unserer Oma testamentarisch als Alleinerbin eingesetzt und hat alles geerbt. Das war für unsere Mutter, die Oma jahrelang mit ihrem Krebsleiden gepflegt hatte, nicht leicht zu ertragen. Unsere Mutter wurde im Testament nicht einmal erwähnt. Monika hat als ausgebildete Säuglingsschwester ihr Berufsleben im Gesundheitswesen abgedient. Zu DDR-Zeiten gering bezahlt und nie eine Jahresendprämie erhalten. Allerdings mit dem Vorteil, dass sie dort eine wirklich "ruhige Kugel" schieben konnte. Da wurde sich über die Patienten totgelacht, die stundenlang im Wartezimmer saßen, während die Weißkittelleite geruhsam ihren Kaffee trank. Nach der Wende, als Schwangerenberaterin, hatte sie die Qualifikation das Beratungsdokument zur Abtreibung auszustellen. Ein verantwortungsvoller Verwaltungsakt, der auch entsprechend honoriert wurde. Von Ihrem letzten Ehemann, Dieter Fuchs, hatte sie ein Grundstück in Rößnitz geerbt, welches ihr nach dem Verkauf finanzielle Unabhängigkeit sicherte. Aber das reichte ihr irgendwie auch nicht. Mit der ganzen Familie zerstritten verpfuschte sie auch noch das Leben ihres Sohnes, indem sie sich mit Affenliebe in seine gesamte Entwicklung einmischte. Michael, mein Neffe, ist nun mit seiner Krankheit allein und meine Schwester ist dement in einem Pflegeheim. Aber es gab auch schöne Zeiten, zweifellos, nur leider dominieren die beschriebenen Tatsachen.

Plauen, die Stadt im Vogtland, die Ende des II. Weltkrieges fast völlig zerstört wurde und sich wahrscheinlich auch nie wieder vollständig erholen wird. Ich lebe seit 1969 hier, wobei man die ersten 18 Monate, meine Armeezeit, eigentlich nur bedingt dazu zählen kann, denn in dieser Zeit habe ich von Plauen nicht allzu viel mitbekommen. Trümmer waren noch vorhanden. Der Rathauseingang war mit Steinen übersät. Jetzt ist vieles wieder aufgebaut aber die alte Schönheit mit ihrem Charme hat sich nicht eingestellt. Unterbrochene Straßenzüge, eine nicht vorhandene Altstadt und eine abgewürgte Industrie lassen keinen Zweifel an dem noch andauernden Niedergang. Ich bin ein "Hanghuhn" dass bedeutet, ich wohne im Chrieschwitzer Hang, Gelbkestraße 26, einem Neubauviertel, in dem mittlerweile $\frac{1}{4}$ aller Plauener wohnen. Die Altbausubstanz verfällt und wer eine Neubauwohnung ergattert darf sich über Fahrstuhl, Müllschlucker, warmes Wasser aus der Wand, immer warme Zimmer dank Fernheizung und meist über einen Balkon freuen. Die Wohnung, 3. Wohngeschoss in einem 11-Geschosser, ist 75 Quadratmeter groß und sehr gut geschnitten. Kleine Küche, Bad, Wohnzimmer, Kinderzimmer, Schlafzimmer und ein lang gestreckter Flur, abschließbarer Keller, Abstellraum mit Heizung, Fenster und Stromanschluss, der über den Hausanschluss läuft - für 96.- DDR-Mark monatlich kann man das schon als absolutes Schnäppchen bezeichnen. Jetzt zahle ich 650.- Westmark aber selbst das ist noch mehr als erträglich. Was die ganze Freude vermiest sind die Tatsachen, dass in einem Aufgang etwa 130 Leute wohnen und dass da reichlich welche dabei sind, die sich einfach nicht benehmen können. Vermüllte Keller, beschmierte Wände, Krach zu jeder Tageszeit sind nur einige Zustände, die das Leben fast unerträglich machen. Dazu kommt - in fast jedem Haushalt sind 2 oder auch mehr Autos vorhanden, was zu katastrophalen Verkehrsverhältnissen führt. Sofort nach der Wende war es deshalb mein Bestreben mir Wohneigentum zuzulegen. Aber das ging natürlich nicht so schnell. Ja, und noch 3 Dinge müssen genannt werden, um das Bild über die Wohnung abzurunden - die Kaufhalle ist nur 3 Gehminuten entfernt, der Wald, in dem ich viel rumgestromert bin, ist nur 10 Gehminuten entfernt und das verfallene Freibad in Alt Chrieschwitz, in dem man herrlich Fischfutter holen kann, ist für mich als eingefleischten Aquarianer viel wert.

Für diese Aufzeichnung habe ich Tagebucheinträge, Dienstberatungen mit Wiedergabe von Besprechungen und Dienstkalender von 1993 bis 1997 durchgesehen. Es hat mich auch jetzt, nach etwa 25 Jahren, sehr aufgewühlt. Es war für mich in meinem Arbeitsleben neben der Armeezeit mit Abstand die schwerste Zeit. Das personifizierte Grauen hatte einen Namen - Monika Borrack, Jahrgang 1944, also wie meine Schwester. Man hatte mich vor ihr schon gewarnt. Sie hatte mindestens 2 Bewerber auf die Stelle schlicht und einfach raus geekelt. Das erste, was mir an ihr auffiel waren ihre kalten, ausdruckslosen Augen. Selbst wenn sie lachte, was selten genug geschah, blieb dieser eiskalte Blick. Im Laufe der Zeit wurden mir zig Missetaten der Frau zugeflüstert, die wahr sein mögen, sie passten alle zu dem Bild, was ich von ihr gewann. Den Tipp, mich auf die Stelle als Sachbearbeiter im Sozialamt zu bewerben, hatte ich von Edwin Kügler erhalten. Ein ehemaliger Offizier und Arbeitskollege in der Plauener Gardine. Später arbeitete er in der Organisation im Rathaus und ein Tipp in dieser Zeit, in der eine furchtbare Arbeitslosigkeit herrschte, war Gold wert. Die Belegschaft in der Gardine war von ca. 2100 Beschäftigten auf 175 gesunken und das war noch nicht das Ende der Fahnenstange. Ich stand auch schon auf der Abschussliste aber die zahlreichen Programme, die ich programmiert hatte, verhinderten das zunächst. Die Entlassung wäre aber mit Sicherheit in den nächsten Monaten erfolgt. Also beworben und nach längerer Wartezeit ein Einstellungsgespräch - Die erste Frage, die Anneliese vom Personalamt stellte: Haben Sie jemals für die STASI gearbeitet? Wow, da konnte ich gottseidank mit gutem Gewissen antworten: Niemals. Hurra - die Arbeit bekommen. Sicher eine der letzten Festanstellungen im Rathaus zu dieser Zeit. Bevor ich einen normalen Wahnsinnstag im Sozialamt beschreiben muss ich zum Verständnis einige Bemerkungen über

meinen beruflichen Werdegang vor und während der 4 Jahre im Sozialamt darlegen. In der WEMA hatte ich 13 Jahre als Programmierer / Organisator gearbeitet. Unter Führung von Wolf Barth und Wenzel Reschke wurde dort das „Integrierte WerkzeugmaschinenOrganisationsSystem“ (INWEMOS) entwickelt und rechentechnisch umgesetzt. Beispiellos für die DDR setzte es mit Einsatz modernster Rechentechnik (ESER R21 kompatibel zu IBM 360) die EDV-mäßige Unterstützung von der Entwicklung, Planung, Produktion bis hin zum Verkauf um. Dort habe ich das Programmieren von der Pike auf gelernt – PL/1 und Assembler waren die bevorzugten Programmiersprachen. Unsere Arbeit dort wurde mit einer der höchsten Auszeichnungen, dem „Banner der Arbeit“, geehrt. Mein Wechsel zur Plauener Gardine war einzig der Tatsache geschuldet, dass ich unbedingt in die Programmierung der damaligen Mikrorechentechnik in Form der Bürocomputer einsteigen wollte. Eine Entscheidung die absolut richtig war, wie sich sehr schnell herausstellte. In der Plauener Gardine arbeitete ich zusammen mit Kollegen des Ingenieurbüros, absolute Experten der Mikrorechentechnik, ausgebildet in England am Mikroprozessor z80 (in der DDR nachgebaut als u880), an einem Projekt „Warenschau“, welches ebenfalls einzig in der DDR war. Auch hier bekamen wir die Auszeichnung „Banner der Arbeit“. Die bevorzugten Programmiersprachen waren ein an die Mikrorechentechnik angepasster Assembler und die damals weit verbreitete Programmiersprache Turbo Pascal von Borland. Mir hat die Programmierung einfach Spaß gemacht. Ich konnte mit fast spielerischer Leichtigkeit das Problem erfassen und effektiv in ein Programm mit der dazugehörigen Organisation umsetzen. Noch heute schreibe ich kleine Tools in der Programmiersprache Lazarus. Die Arbeit war begleitet von ständiger Weiterbildung in Form von Lehrgängen, deren Inhalte auch an die Kollegen weitervermittelt werden mussten. Besonders in der Plauener Gardine habe ich regelmäßig Lehrgänge abgehalten. Beim Antritt der Arbeit im Sozialamt war mir schon bewusst, dass die künftige Arbeit nicht viel mit Programmierung zu tun haben wird. Ich sollte ein Projekt „ProSoz“ betreuen, welches in einem kleinen Netzwerk als Client-Server-Lösung lief. Das Projekt unterstützte die Abarbeitung von Sozialfällen. Es war so angedacht, dass ich die eine Kraft, die unmittelbar am Rechner arbeitete, vertreten sollte und da das keine vollständige Auslastung war, sollte ich auch Sozialhilfefälle bearbeiten. Hat auch im Prinzip funktioniert aber ... es gab zwei Knackpunkte. Erstens war die Mitarbeiterin, Frau Monika Borrack, in keinsten Weise zu kollegialer Zusammenarbeit bereit. Sie hatte keinerlei EDV-Ausbildung, sich aber an dem Projekt festgebissen und versuchte jeden rauszuekeln, der ihren Aufgaben zu nahe kam. Die täglichen Angriffe und kleineren Spitzfindigkeiten sind kaum zu beschreiben. Es ging los mit persönlichen Beleidigungen, keinerlei Einarbeitung und Anschwärzen, wo es nur irgendwie möglich war. Ihre beliebtesten Sätze waren „Das müssen Sie sich selbst erarbeiten.“, wenn ich mal eine Frage an sie stellte. Und ihre völlige Selbstüberschätzung gipfelte in der Aussage „Wenn ich hier mal nicht mehr da bin geht nach einem halben Jahr nichts mehr.“ Es sollte ganz anders kommen. Sie wurde krank – Brustkrebs. Ich wünsche wirklich Niemanden eine Krankheit an den Hals aber ganz ehrlich, eine gewisse Schadensfreude habe ich schon empfunden. Und sie war länger als ein halbes Jahr weg und ich habe das Projekt weitergeführt, sogar mit einem größeren Versions-Upgrade. Sie kam wieder und hat geschäumt. Sie hat sich aufgeführt wie ein verwundetes Tier – noch aggressiver, noch bissiger und noch hinterfotziger. Der Gipfel ihrer Hinterhältigkeit war, dass sie hinter meinem Rücken ein von mir erstelltes Skript an das Prosoz-Institut zur Überprüfung geschickt hatte. Selbst konnte sie es nicht prüfen, da sie auch von grundlegenden EDV-Standards keine Ahnung hatte. Das Skript hat die „monatliche Zahlbarmachung“ automatisiert, welche die Auszahlungen an die Sozialhilfeempfänger realisierte, die regelmäßig Zahlungen bekamen. Das Skript war fehlerfrei, sie hat trotzdem verboten es einzusetzen. Es gab nur eine Möglichkeit ihr zu begegnen – kalte Höflichkeit. Denn, wer unhöflich ist offenbart seine eigene Schwäche. Manchmal sehe ich sie noch in der Stadt, sie ist ein Schatten ihrer selbst.

Das zweite Problem war die Bearbeitung der Sozialfälle. Hier war alles in sich verwoben – Arbeitsamt – Gesundheitsamt - Krankenversicherung – Rentenversicherung – Pflegeversicherung – Gericht. Dazu kam noch – Wohngeld - gemeinnützige Arbeit - Prüfung Unterhaltspflicht – Erstattungen – Betreuung - und das ist bei Weitem noch nicht alles. „Normale“ Sozialhilfeempfänger, Empfänger von einmaligen Beihilfen, Empfänger ohne festen Wohnsitz, massenhaft russische Umsiedler, Ausländer, die noch in EU-Ausländer und nicht EU-Ausländer unterschieden wurden, und Asylbewerber sorgten für die vielfältigsten Falllagen. Richtig lustig wurde es dann noch, wenn sich die Ausländer oder Asylanen blonde Frauen schnappten und diese ganz fix heirateten. Ein Mischmasch von Gesetzen, Verordnungen und Regelungen, verbunden mit einem Wust von Anträgen, Bescheiden und Bescheinigungen waren für mich, der mit der Materie bisher absolut nichts zu tun hatte, schier unüberschaubar. Nicht selten hatte ich, auf deutsch gesagt, so die Schnauze voll, dass ich am liebsten alles hingeschmissen hätte. Aber was wäre mir dann geblieben, ich hatte es ja täglich vor Augen: Arbeitslosigkeit – Probleme in der Ehe – Alkoholsucht – Obdachlosigkeit – so einen Abstieg wollte ich nun wirklich nicht. Also die Zähne zusammenbeißen, auf Besserung hoffen und aktiv werden. Drei Namen müssen hier genannt werden ohne die ich die schwere Zeit nicht überstanden hätte, Angelika Wand, Christine Lorenz und Birgitt Leschke. Angelika und Christine waren meine Arbeitskolleginnen, die mich moralisch unterstützten und Birgitt hatte ich in dieser Zeit kennengelernt, sie wurde meine Lebenspartnerin. Sicher müssen als Unterstützer noch Bernd Geilsdorf, als Chef, und Frank Fleißig genannt werden aber die wirksamste Hilfe kam von den drei Frauen. Die Situation entspannte sich deutlich, als ich die Asylbewerber als Sozialfälle bearbeiten musste. Das rührte daher, dass die Fälle Angelika zugeordnet waren aber sie wurde von den Asylbewerbern, fast nur Muslime, als Frau nicht akzeptiert. Die Hilfeempfänger folgten zwar ihren Anweisungen aber

es war deutlich zu spüren, dass sie von einer Frau nichts gesagt bekommen wollten und so war es naheliegend die die Fälle mir zuzuordnen. Jetzt spielten Arbeitsamt, Versicherungen gemeinnützige Arbeit und Erstattungen keine Rolle mehr, die Fälle waren deutlich einfacher strukturiert. Die Neuordnung der Sozialhilfefälle gipfelte schließlich darin, dass ich die Kraft hatte einen Wechsel in die EDV-Abteilung abzulehnen, irgendwie hatte ich mich eingefuchst. Ich wollte vor Allem nicht aufgeben – die Häßliche, wie ich Frau Borrack insgeheim nannte, schäumte vor Wut. Und es kam noch dicker. Nach vier Jahren Arbeit im Sozialamt wurde ich gegen einen Kollegen aus der EDV ausgetauscht. Der Kollege war sogar ein früherer Freund von mir, Dirk Schädlich. Für ihn war die Versetzung ein herber Schlag, ich aber fühlte mich wie befreit, war ich doch ohne Gesichtverlust aus meiner misslichen Lage entlassen.

Es sind die Hexen, die mich hetzen;
Es sind die Weiber, die mich jagen;
Es ist ein tiefer, tiefer Sumpf
in den ich mich hineingewagt.
Vor mir geifert die Einäugige,
fixiert mich mit aufgerissenem Auge;
Hinter mir hechelt die Häßliche,
wütend ob jeden Wortes und jeder Geste.
Und beidseitig steht die Gleichgültigkeit,
höhnisch grinsend, in die eigene Banalität verstrickt.
Alle warten auf das gurgelnde Versinken.

05.07.1994

Ein deutliches metallisches Knacken und der Radiowecker geht mit Musik an, es ist 6.00 Uhr. Ich bin schon wach, schweißgebadet. Habe mir den Tag schon vorgestellt, fürchte mich schon vor den Anfeindungen der Häßlichen, denke mit Entsetzen an die bestellten Sozialhilfeempfänger, die ich beraten muss und denke an die Entscheidungen, die ich treffen muss obwohl ich mir nicht immer sicher bin, dass sie richtig sind. Es hängt ja jede Menge Geld dran. Dazu kommt noch, dass heute ein ScheiLaDie (SCHeißLAngerDIEnstag) ist, das Amt ist also bis 18.00 Uhr geöffnet. Das heißt im Herbst - du gehst im Dunklen auf Arbeit und Du kommst im Dunklen nach Hause. Ich lebe allein in der Wohnung. Meine Frau ist mit Hendrik ausgezogen. Sie hat einen Besserwessi im Sachsendruck kennengelernt. Eine Führungskraft aber erheblich älter als sie, möge sie glücklich werden, ich weine ihr keine Träne nach. Seit ich im Kinderzimmer schlafe ist es deutlich ruhiger. Unter dem Schlafzimmer ist ein Eingang mit Eisentür, dessen Türschließer nie funktioniert hat. Der Letzte kommt 3.00 Uhr und der Erste geht 4.00 Uhr. Keiner nimmt die Tür in die Hand und so fällt sie krachend ins Schloss, dass die Wände bis zur 5. Etage erzittern. Kurze Morgentoilette, eine Tasse Tee mit einem Keks, das Frühstücksbrot eingepackt, das ich mir schon am Vorabend geschmiert habe, gehe ich zur Straßenbahnhaltestelle. Dort steht schon eine ansehnliche Traube von Menschen und die Straßenbahn ist schon fast voll als sie kommt. Es ist erstaunlich, es passen noch alle rein. Den Fahrschein habe ich gar nicht erst entwertet, eine Kontrolle in der Bahn ist unmöglich. Oft denke ich daran, dass bei dem Gedränge ein sexuell Verdrehter gute Karten hat und sich an eine Frau mehr als nötig ran drängeln kann. Das Ruckeln der Bahn tut dann das übrige . :) Mir ist fast übel als uns die Straßenbahn am Tunnel, der Zentralhaltestelle, ausspeit. Nur noch wenige Schritte bis zum Sozialamt und das Grauen beginnt. Ein knappes „Guten Morgen“ an die Häßliche, die schon auf den Bildschirm starrt. Ich gehe in mein Zimmer, packe meine Sachen aus, schalte den PC ein und melde mich am System an. Ich schaue auf meinen Kalender und sehe mir die Leute an, die bestellt sind und hoffe, dass nicht so viele unangemeldet dazu kommen. Anruf vom Chef - ich soll gleich mal zu ihm kommen. Blitzartig überlege ich, was ich verzapft haben könnte, mir fällt erst mal nichts ein. Nein, es gibt keine Beschwerden. Er offeriert mir die Problematik mit den Asylbewerbern, die Frau Wand nicht akzeptieren, und informiert mich, dass ich alle Fälle der Asylbewerber übernehmen werde. Dafür kann ich den Großteil der laufenden Fälle abgeben. Zunächst kann ich nicht einschätzen ob das gut oder schlecht für mich ist. Ich hole mein Frühstücksbrot und gehe in das Nachbarzimmer, in dem Angelika und Christine sitzen. Wir frühstücken gemeinsam und die üblichen Allerweltdinge werden besprochen. Sie erklären mir auch die Vorteile der Bearbeitung von Asylbewerberfällen, die nicht so kompliziert sein sollen. Es ist kurz vor 9.00 Uhr und auf dem Gang sammeln sich die Sozialhilfeempfänge, die vorsprechen wollen. Meine erste Bestellung ist auch schon da – Frau Biller-Narr. Ich spreche sie an und sage, dass ich sie gleich aufrufen werde. Kurz durchatmen und Frau Biller-Narr betritt das Zimmer. Sie hat ihren Lebensgefährten mitgebracht, der neben ihr kindhaft wirkt. Ihr geschiedene Mann ist im Sozialamt auch bekannt und mit seinen schulterlangen Haaren, Cowboystiefeln und lässigem Auftreten eine ganz passable Erscheinung , aber der Kleine da ... ist vielleicht nicht zu unterschätzen. Ihre Mutter, die auch schon vorgesprochen hatte, da sie das Enkelkind betreut, berichtete, dass ihre Tochter beim Sex immer so furchtbar schreit, also musste der Kleine seine Qualitäten haben. Sie selbst ist durchaus äußerlich attraktiv. Hoch gewachsen, schlank, mandelförmige, dunkle Augen sehr zarte Haut. Man könnte sie als eine slawische Schönheit bezeichnen. Wenn sie aufgeregt ist stottert sie stark und ich rege sie auf. Sie erklärt mir, dass sie ja jetzt das Baby hat und dass das Geld nicht

reicht, sie brauche mehr Geld. Ich rufe ihren Fall im PC auf, frage ob sich an ihren Einkommensverhältnissen etwas geändert hat. Es hat sich nichts geändert also muss ich ihr erklären, dass ihr Bedarf berechnet ist und dass ich ihr kein Geld zusätzlich auszahlen kann. Nun gerät sie ins Stottern und wirft mir vor, dass es hier im Amt ganz darauf ankommt wem man zugeordnet ist, die einen bekommen Geld, die anderen nicht, je nach Sachbearbeiter. Das kann ich so nicht stehen lassen. Es gibt zwar ein Ermessen aber eine Bedarfsrechnung basiert nun mal auf den Fakten des Einkommens und des Bedarfs. Ihr stehen die Tränen in den Augen, nicht vor Wut, sondern aus Verzweiflung. Alleinstehend mit Kind, sie gehört zu der Schicht, die es in diesem System am Schwersten haben. Andererseits ist sie auch nicht clever genug einfach über einmalige Beihilfen ihre Lage zu verbessern. Ihr Begleiter schweigt. Eine Notlage kann ich nicht erkennen zumal ihr Partner und ihre Mutter ihr unter die Arme greifen würden. Ich habe sie wiedergesehen, nach etwa 25 Jahren, sie sah immer noch sehr gut aus mit ihren jetzt straff zurückgekämmten Haar. Sie trug eine Fahne in einem Demonstrationszug des III. Weges – für mich keine Überraschung. Ich schreibe die Aktennotiz. Viele Gedanken kann ich mir jetzt nicht machen aber sie werden kommen – am Abend, in der Nacht, wenn ich schweißgebadet aufwache.

Auf dem Flur warten schon wieder zwei Leute für mich. Ich bitte einen Mann mittleren Alters herein. Im Zimmer breitet sich ein durchdringender Geruch nach Urin aus, er ist zwischen den Beinen nass. Die Prüfung seines Ausweises zeigt, er ist ein „Durchwanderer“ mit Eintrag „ohne festen Wohnsitz“. Die Bearbeitung ist relativ einfach, er bekommt einen Tagessatz von ca. 10.- DM. Das Geld bekommt er aber erst am Nachmittag ausgezahlt, um zu vermeiden, dass er in einer weiteren Stadt nochmals den Tagessatz beantragt. Er hat auch Anspruch auf Sachleistungen, dazu müsste ich ihn mit einem Bezugsschein in die Kleiderkammer schicken. Er will nichts. Er will auch nicht im Obdachlosenhaus übernachten. Das ist bei dem Klientel sehr unbeliebt weil man dort bis 19.00 Uhr im Heim sein muss und nicht mehr raus darf. Da ist es mit Alkoholkonsum schwierig. Ich fülle den Antrag aus, er unterschreibt, sage ihm, dass er 13.30 Uhr wiederkommen soll und dann wird das Geld ausgezahlt. Später erfahre ich, dass er für das Geld am nächsten Stand eine Flasche Schnaps gekauft und in einem Zug ausgetrunken hat.

Nun betritt Marina Böttcher das Zimmer. Eine untersetzt, etwas mollige Frau, Ende dreißig. Sie hat ein rundes, freundliches Gesicht und lächelt mich an. Sie ist mir einfach sympathisch. Bis vor Kurzem hat sie mit Herrn Haubner zusammengelebt, der aber deutlich älter als sie war und Anspruch auf Arbeitslosenhilfe hatte. „War und Hatte“ deshalb, er ist die Treppe heruntergestürzt und an den Folgen des Sturzes gestorben. Besondere Trauer habe ich bei Marina nicht festgestellt und sie sagte auch, dass „die“ behaupten, sie habe ihren Partner die Treppe heruntergestoßen. „die“, damit meinte sie sicher ihre Freunde und Bekannten mit denen sie verkehrte. Das weiß nur sie, ich glaube es nicht. Sie spricht vor, um ihre gemeinnützige Arbeit abzurechnen. Dafür, dass sie in einem Monat etwa 50 Stunden gemeinnützige Arbeit leistet bekommt sie 80.- DM und natürlich die Straßenbahnfahrten bezahlt. Anfangs habe ich die Straßenbahnfahrtscheine einfach gezählt und angerechnet, wurde aber von aufmerksamen Kollegen belehrt, dass ich auch den Stempel mit Datum und Uhrzeit prüfen muss, damit keine unzulässigen Fahrtscheine abgerechnet werden. Es gab zwischen ihr und mir fast vertrauliche Gespräche und sie hat mir dann erzählt wie die gemeinnützige Arbeit abläuft. Sie treffen sich 9.00 Uhr im Fußballstadion. In einem kleinen Bauwagen wird erst mal „Frühstück gemacht“, sich ausgiebig unterhalten und anschließend „Eine geraucht“. So ab 10.30 Uhr wird dann Unkraut gezupft und weil das anstrengend ist nach einer Stunde erst mal „Eine geraucht“ und weil es da fast Mittag ist hat sich die Sache erledigt – Unterschrift auf den Anwesenheitsnachweis und ab nach Hause. Für sie hatte die „Arbeit“ mit Sicherheit soziale Komponenten – man trifft sich, tauscht sich aus, verabredet sich. Eine Gewöhnung an regelmäßige Arbeit kann ich nicht erkennen.

Das Telefon klingelt, der Chef ist am Apparat und ich soll sofort in sein Zimmer kommen. Ich bitte Marina aus dem Zimmer und eile zum Chef. Schuldgedanken kommen mir gar nicht erst. Als ich sein Zimmer betrete fällt mir sprichwörtlich die Kinnlade herunter – im Zimmer sitzt Dieter Friedemann. Er ist ein ausgebildeter EDV-Techniker mit Spezialisierung auf Hauptspeicher und wurde von Wenzel Reschke aus Chemnitz abgeworben als wir alle an INWEMOS gearbeitet hatten. Wenzel hatte versucht ihn auch privat zu integrieren. Wir haben uns einige Male in kleinerem Kreis getroffen und bisschen gefeiert. Die Entwicklung von Dieter Friedemann war ein dramatischer Abstieg. Er war schon immer dem Alkohol zugetan. Das nahm aber Ausmaße an, die zu ständig unschönen Szenen führten. Man hatte mit ihm in der WEMA wahrlich viel Geduld aber die Entlassung war dann doch unumgänglich. Scheidung und völlige Verwahrlosung, er wurde zu einer stadtbekanntem „Persönlichkeit“ in Plauen. Dann verschwand er aus meinem Blickfeld, er war nicht mehr in Plauen. Nun sitzt er zerlumpt da und ich bin mir nicht sicher, ob er mich überhaupt erkennt. Er wäre seit gestern in Plauen und wolle noch mal seine beiden Kinder sehen, wahrscheinlich ahnte er schon, dass es mit ihm zu Ende ging. Der Chef hatte ihn sofort abgefangen und in sein Zimmer bugsiert. Dieter kann unberechenbar gewalttätig sein und trotz seiner Behinderung, er zieht ein Bein etwas nach, ist er sehr kräftig. Er hat irgendwie ein bulliges Aussehen, was aber bei Frauen gut ankam. Er kann sich nicht ausweisen, will eine Fahrkarte nach Chemnitz, wo er angeblich eine Unterkunft hat. Der Chef entscheidet pragmatisch – Antrag auf Tagessatz ausfüllen, sofort auszahlen und vom Sicherheitsdienst aus dem Gebäude begleiten. Ob die 10.- DM für eine Fahrkarte reichen? Egal, ich gehe in mein Zimmer und der Bescheid ist im Nu erstellt. Der Chef unterschreibt, ruft den Sicherheitsdienst und Dieter wird aus dem Zimmer zur Kasse und dann aus dem Sozialamt eskortiert.

Nun bitte ich Marina wieder ins Zimmer, prüfe die Fahrtscheine und gebe die Daten in ihren Fall ein. Die Bezahlung

erfolgt mit der nächsten monatlichen Zahlbarmachung.

Es ist kurz vor 12 Uhr da reißt die Häßliche die Tür auf, stürmt ins Zimmer und hält mir einen Bescheid vors Gesicht. „Sie müssen mich wohl für völlig blöd halten, denken sie ich merke so was nicht.“, schreit sie mich mit wutverzerrtem Gesicht an. Ich halte sie zwar für blöd aber so blöd ihr das zu sagen bin ich auch wieder nicht. „Frau Langer war das Papier im Drucker stecken geblieben und völlig verwurstelt. Ich habe ihr den Bescheid über die Testdomäne nachgedruckt.“, ist meine Antwort. Jetzt stockt sie, man merkt, wie es in ihr arbeitet. „Das geht so nicht, das hätten sie mindestens mit mir absprechen müssen.“ geifert sie. Aha, darum geht es ihr, sie fühlt sich übergangen, alles soll über sie laufen. Sie geht mit den Worten „Wieder ihre typisch überhebliche Art.“ aus dem Zimmer und knallt die schwere Holztür zu. Das wird sie der Amtsleiterin stecken, bei unserem direkten Vorgesetzten, Herrn Geilsdorf, kann sie mit solchen Banalitäten nicht landen.

Ich ziehe mich an und gehe die 10 Minuten zu meinen Eltern Mittag essen. Meine Mutter kocht sehr kalorienreich, es schmeckt immer gut und wenn ich zum Essen komme kocht sie natürlich meine Leibgerichte. Heute gibt es Bratwurst mit Kartoffeln und Sauerkraut. Es gibt nicht viel Neues zu erzählen. Als ich einmal von meinen Schwierigkeiten in der Arbeit erzählt habe und sagte, dass die Wahl der Arbeit eine Fehlentscheidung war, haben sie enttäuscht reagiert. „Nimm das Geld und sei zufrieden.“, eine typische Bemerkung meiner Mutter. Mein Vater hat nichts dazu gesagt aber an seiner Mine war abzulesen, dass ihm das gar nicht Recht war. Ja, von dieser Seite würde ich keine moralische Unterstützung erhalten. So eine Arbeit konnten sie sich gar nicht vorstellen.

Wieder im Amt angekommen sitzt Hamide Cöcelli vor meiner Tür. Hamide ist eine kleine, hübsche Türkin, deren ganze Familie eines Tages aus dem Westen auftauchte und Hilfe beantragte, die auch gewährt wurde. Sehr freundliche Leute und der soziale Dienst, den ich mal zu ihnen nach Hause geschickt hatte bestätigte, sehr ordentlich, freundlich und aufgeschlossen. Als ich den Vater zur gemeinnützigen Arbeit schicken wollte hat er nur gelacht. Es tauchten dann plötzlich 17.000 DM auf seinem Konto auf und er öffnete eine Dönerkette, die noch heute erfolgreich betrieben wird. Hamide wurde für einige Wochen in die Türkei geschickt und als sie wieder auftauchte war sie mit ihrem Cousin verheiratet. Der war etwa so alt wie Hamide und als er das erste Mal bei mir vorsprach, um Hilfe zu beantragen, sah er so schmutzig aus als wäre er aus einer Mülltonne gekrochen. Die Ehe hielt nicht lange. Heute hat Hamide mit ihrem neuen Mann einen eigenen Dönerladen und sie macht keinen unglücklichen Eindruck. Nun sitzt sie vor mir wie ein Häuflein Unglück, sie hat Schmerzen im Unterleib. Ich erkläre ihr, dass ich sie zum Amtsarzt schicken muss, der gleich hier im Hause ist. Kurzer Anruf und ich schicke sie nach oben. Nach wenigen Minuten ruft der Amtsarzt zurück und sagt, dass ich den Krankenschein ausstellen kann. Sie muss urologisch untersucht werden und zwar von einer Frau, da sie sich als Muslima nicht von einem Mann untersuchen lässt. Ich händige ihr den Krankenschein aus, sie bedankt sich höflich und ich glaube ein schwaches Lächeln auf ihrem Gesicht zu erkennen.

Ich schaue auf den Gang, der Durchwanderer wartet. Er bekommt seinen Bescheid und die Auszahlungsanweisung. Aktennotiz zu Hamide, kurze Auswertung mit Steffi Langer zu dem Auftritt der Häßlichen, eine Tasse Kaffee am Arbeitsplatz, kurzer Anruf im Blumenladen für Birgitt, wir sind für das Wochenende verabredet.

Nach zaghaftem Klopfen betreten zwei Frauen mein Zimmer. Die Jüngere, so um die Dreißig, kommt als Freundin mit der Antragstellerin, die Anfang sechzig ist und aussieht wie ein vertrocknetes Zitrönchen. Ihren Namen habe ich vergessen. Sie war mit der Freundin in die Türkei, in den Urlaub gereist. In überschwänglicher Freude ob ihrer gewonnenen Reisefreiheit ist sie auf einen Türken nicht nur hereingefallen, nein, sie hat ihn gleich „vor Ort“ geheiratet. Das Passbild in ihrem Ausweis zeigt sie mit einem Kopftuch und so richtig verliebt sieht sie nicht aus. Nachdem sie wieder in Deutschland war, ist ihr Mann nach Monaten nachgereist. Er hat sie komplett ausgeplündert, sich durchgefüttert, hat sie nach allen Regeln der Kunst durchgebumst und sich wieder abgesetzt. „Ach, Herr John, was glauben sie denn, was die alte Sau alles mit mir angestellt hat.“, ich glaube gar nichts, denke mir meinen Teil, ihre Freundin lächelt süffisant. Ihre Bedürftigkeit habe ich schon geprüft. Da sie Rente bezieht ist sie ist einer der vielen Fälle, der in die „einmaligen Beihilfen“ fällt. Das heißt, sie bekommt, immer auf Antrag, zwei Mal im Jahr Kleidergeld, Weihnachtsgeld und alles was zu einem „normalen“ Leben gehört. Und das, was als „normal“ eingestuft ist, kann je nach Ermessen recht weit ausgelegt werden. Küchengeräte, Waschmaschine, Kühlschrank, Radio, Möbel und sogar Kino- oder Theaterbesuche können beantragt werden. Um die Kosten zu senken werden die Leute oft mit Bezugsscheinen für das Möbellager abgespeist aber nach Vorlage von drei Angeboten ist auch ein Neukauf möglich. Es gab Experten, die haben uns mit Anträgen auf einmalige Beihilfen überschwemmt. Einer davon war mein früherer guter Bekannter Norbert Borisch, der hatte sich voll darauf eingeschossen. Ich erkläre den Damen den Sachverhalt, sie sind zufrieden und verlassen das Amt. Es gibt halt Sachen, die konnte man sich als gelernter Ossi nicht vorstellen.

Es klingelt und ich öffne die Tür. Vor der Tür steht Frau Silke Elßner. Sie ist Anfang dreißig, hat zwei Kinder wovon eines Schulpflichtig ist. Sie lebt mit ihrer verwitweten Mutter zusammen. Die Mutter erhält eine kleine Witwenrente von der Eisenbahn. Die Rente kann zum Überleben nicht reichen aber manchmal lässt sich Silke sehr lange nicht blicken, also müssen sie zusätzliche Einnahmequellen haben. Und diese zusätzlichen Einnahmequelle stehen an der zentralen Straßenbahnhaltestelle, dem „Tunnel“. Es sind Türken, auf die sich die beiden Frauen spezialisiert haben und ich habe es selbst gesehen wie sie vor den Herren poussieren und sich feil bieten. Die Mutter ist der Meinung, dass die Kinder nicht zur Schule gehen müssen. Was sie zum Leben brauchen können sie von ihr lernen. Diese Einstellung und fehlender Schulbesuch rief natürlich das Jugendamt in Aktion. Der Familie wurde eine Betreuerin zugeteilt. Eine junge,

sehr hübsche Frau mit einem roten Wuschelkopf. Sie hat mir berichtet, dass die Wohnung und der Keller völlig vermüllt sind und dass es Wochen dauern wird da einigermaßen Ordnung reinzubringen. Jung und dynamisch wie sie war, hat sie die Sache in Angriff genommen und tatsächlich, auch mit Unterstützung der Elßners, war die Bude einigermaßen in Schuss. Dann saß sie jedoch mit Tränen in den Augen vor mir und berichtete, dass nach ihrem dreiwöchigen Urlaub alles wieder so verwahrlost war wie am Anfang. Dass Sie maßlos enttäuscht war, konnte ich ihr nachfühlen. Silke sehe ich manchmal noch, ohne Kinder, ohne Mutter, fett geworden. Ich vermute ganz stark, dass das Jugendamt ihr die Fürsorge entzogen hat. Wenn, dann mit Sicherheit die richtige Entscheidung. Nun sitzt Frau Elßner vor mir. Sie sagt nicht viel. Sie ist eine herbe Schönheit mit etwas groben Gesichtszügen. Der Pullover, den sie trägt, ist aus der Kleiderkammer. Den Bezugsschein hatte ich ihr ausgestellt. Nun bittet sie um einen Vorschuss. Es ist Monatsende und sie kann kein Essen für die Kinder kaufen. Das ist eine besondere Notsituation, von der auch Kinder betroffen sind. Da wäre es günstig keinen Vorschuss zu zahlen, denn dann reicht das Geld nächsten Monat überhaupt nicht, sondern es bestände die Möglichkeit ihr einen Lebensmittelgutschein auszustellen mit dem sie dann einkaufen gehen kann. Zigaretten und Alkohol sind mit so einem Gutschein nicht beziehbar, er wird auch nur in bestimmten Geschäften akzeptiert. Auf meine Frage, ob sie mit dieser Lösung einverstanden wäre stimmt sie zu, was bleibt ihr auch weiter übrig. Den Lebensmittelgutschein muss ich mir vom Chef bestätigen lassen. Also Frau Elßner raus aus dem Zimmer, vor zum Chef, gute Entscheidung, endlich auch mal ein Lob für die Arbeit. Ich stelle ihr den Gutschein über 100.- DM aus. Das dürfte bis zur nächsten Zahlbarmachung reichen. Aktennotizen, Falleingaben, es ist schon dunkel draußen und es macht sich Feierabendstimmung breit. Aber, ach Du Schreck, es klingelt wieder und einer der größten Granaten steht vor der Tür. Seinen Name habe ich vergessen. Er kam aus dem Westen, war Ende zwanzig und hat sich mit seinen kurz geschorenen Haaren zu seiner Homosexualität bekannt. Irgendwie war er undurchschaubar, hatte er sich doch von der Sozialhilfe ein Handy geleistet und das war zur damaligen Zeit eine kostspielige Anschaffung. Ich hatte ihn zur gemeinnützigen Arbeit geschickt und da er sich dort nicht blicken lies, habe ich die Hilfe eingestellt. Nun sitzt er vor mir und fängt hemmungslos an zu heulen. Mir entgeht aber licht der listige Blick, den er mir zuwirft, um meine Reaktion zu sehen. Ich lasse ihn erst mal leiern. Er schwört, dass er zur gemeinnützigen Arbeit gehen wird aber er braucht jetzt Geld. Er wird nicht zur Arbeit gehen, jetzt nicht, hier nicht, niemals. Es gehört zu meinen Aufgaben ihm zu erklären, dass er jung, gesund und voll arbeitsfähig ist und dass er, verdammt noch mal, selbst für seinen Unterhalt zu sorgen hat. Völlig sinnlos, ich zahle ihm nichts aus. Sobald ich eine Rückmeldung habe bekomme er wieder Leistungen. Er zieht wie ein geprügelter Hund ab. Genau weis ich es nicht mehr, wie es mit ihm weiter ging, ich glaube er lies sich nie wieder blicken.

Nun ist es tatsächlich schon fast 18.30 Uhr, ich packe meine Sachen zusammen, fahre den Rechner runter und während ich zur Straßenbahnhaltestelle gehe überlege ich, ob ich nicht nach Hause laufe. Zwanzig Minuten frische Luft könnten mir gut tun. Ich entschieße mich zu laufen und bin so gegen 19.00 Uhr in meiner Wohnung. Sie ist dank Fernheizung nicht kalt. Ein kurzes Abendbrot, Tagesschau gucken und irgendein Programm, es wird sowieso nichts Vernünftiges gesendet. Nach einem Bier überfällt mich eine bleierne Müdigkeit, Zähne putzen und als ich dann gegen 21.30 Uhr im Bett liege bin ich nach nicht drei Minuten eingeschlafen.

Die folgenden Bilder zeigen eine Weihnachtsfeier 1996 im „Kartoffelhaus“. Links, mit der Gitarre, Herr Geilsdorf, Chef vom Sozialamt. Rechts oben Frank Fleißig, Monika Borrack, Regina Seidler und Steffi Langer. Rechts unten zeigt ein buntes Durcheinander und links unten Angelika Wand und Christine Lorenz.

